



Horst Schreiber

Endzeit

Krieg und Alltag
in Tirol 1945



Michael Wagner
Verlag

erinnern.at

Nazis, stets als Ursache der Kriegsniederlage angegeben hatten. Der Soldat in Russland, an der Eismeerfront, am Balkan und in der Normandie konnte sich 1944 dem Feind entgegenstellen, ohne Angst vor einer Zersetzung der Heimat haben zu müssen. Die nationalsozialistische Bewegung wachte über die Haltung der Bevölkerung. Diese Feststellung von Gauleiter Hofer war Beruhigung und Drohung zugleich.⁶⁰

Das bedeutendste Landesschießen Deutschlands, 1944 noch größer und repräsentativer inszeniert als jemals zuvor, suggerierte ungebrochene Stärke: Das Regime funktionierte, die Partei führte, ernsthafter Widerstand existierte nicht. Die einen schöpften etwas Mut, die anderen wurden mutloser, viele genossen, so wie immer, die festlichen Tage, die Abwechslung, den eigenen Auftritt, den Applaus, die feschen Uniformen, das heimattümelnde Brimborium, die Zeltfeststimmung, kostenloses und günstiges Essen, Bier in Übermaß, Bekanntschaften, Tändeleien, den sexuellen Exzess. Ablenkung und Zerstreuung taten gut, vorübergehend halfen die zwei Wochen feierlicher Aktivitäten, einige rissen sie mit. Doch eines verstanden alle: Es hieß weitermachen.

**»Wir sind Deutschlands Grenzsoldaten,
Seiner Freiheit Gemsenwacht!« (Hermann von Gilm) –
Militante Standschützen in der Tradition
von Andreas Hofer und des Ersten Weltkrieges**

Das Regime stand im Sommer 1944 kurz vor dem Ende. Zu Herbstbeginn hatte es aber die militärische Lage halbwegs konsolidiert und zusätzliche Männer und Frauen für die Front und die Rüstungsindustrie ausgekämmt. Nun galt es, die letzten Reserven zusammenzukratzen und das allerletzte Aufgebot zu stellen. In der Parteikanzlei entwarf Martin Bormann, von Himmler gebilligt, einen Erlass Hitlers zur Einrichtung eines Volkssturms. Nach Himmlers Vorstellung würde der Feind dadurch auf ein »so fanatisches, verrückt bis zum Letzten kämpfendes Volk stoßen, daß er ganz bestimmt nicht durchkommt.«⁶¹ Hitler unterzeichnete den Erlass am 26. September, veröffentlichte ihn aber erst Mitte Oktober. Alle waffenfähigen Männer zwischen sechzehn und sechzig sollten für den finalen Kampf eingezogen werden. Die Parteiführung unterstellte den Volkssturm bewusst nicht der Wehrmacht, sondern Himmler in seiner Eigenschaft als oberster Kommandant des Ersatzheeres. Die Gauleiter waren Befehlshaber vor Ort,

sie trugen die Verantwortung für die Einberufung, Aufstellung und Führung des Volkssturms in ihrer Region. Militärisch letztendlich ohne Belang war der Volkssturm Teil der Mobilisierung und Reglementierung der Gesellschaft. Die umfassenden Aktivitäten von der Uniformierung bis zur Bewaffnung, Appelle, Aufmärsche, Ausbildungslager, Versammlungen und Reden stabilisierten die Heimatfront oberflächlich, verhinderten die innere Auflösung und verlängerten den Krieg.⁶²

In Tirol wie im gesamten Gau und der Operationszone Alpenvorland, also überall dort, wo Gauleiter Hofer das Sagen hatte, hieß das letzte Aufgebot nicht Volkssturm, sondern Standschützen, offiziell Militante Standschützen(kompanien). Die Bezeichnung schuf Assoziationen zum 1938 geschaffenen Standschützenverband und zur Traditionspflege in Tirol. Seit vielen Jahren beschwor das Land mit viel Aufwand eine ruhmreiche Vergangenheit, die heldenhafte Verteidigung der Tiroler Heimat 1809 am Berg Isel und 1915/18 im Gebirgskrieg. Der General der Gebirgstruppen Valentin Feurstein wurde am 1. März 1945 zum Generalinspekteur der Tiroler Standschützen ernannt, gemäß dem Wunsch von Gauleiter Hofer. Zu diesem Zeitpunkt waren Aufstellung und Ausbildung schon seit Monaten im Gange.⁶³ Für einen Einsatz außerhalb von Tirol war der Volkssturm ungeeig-



Musterung des Volkssturms von Waidring 1944 (Foto: Rudi Manesch Waidring)

net, so Feurstein. Einen militärischen Wert maß er »diesen alten, zum Teil sogar invaliden Leuten« nur innerhalb der Landesgrenzen zum Schutz der Heimat zu.⁶⁴ Zusammengefasst waren die Standschützen in sieben Standorten in Nordtirol, im Standort Lienz, in zwei Standorten in Vorarlberg und in sechs in Südtirol. Ritterkreuzträger Major Karl Walter Lapp, eine militärische Legende der Gebirgsjäger des Krieges im hohen Norden, rückte zum Ausbildungsleiter der Standschützen auf.⁶⁵ Die



Einberufung von Großvater und Enkel 1945 zu den Standschützen in Gossensass (Foto: Wörgötter, Sommerfrei, 254)

Ausbildung im Schnellsiedeverfahren fand im Gau statt, viele kamen nach Südtirol in die Alpini-Kasernen von Gossensass, Schlanders und Mals. Die ersten Ausbildungslehrgänge im Oktober und November 1944 rekrutierten in erster Linie Unterführer. In Zürs und in Madonna di Campiglio wurden Lehrgänge für Unteroffiziere durchgeführt.⁶⁶ Ein Teil der Unterführer absolvierte einen zweiten Ausbildungskurs, die meiste Zeit im Hochgebirge. Die Parteizeitung berichtete im Jänner 1945 in gewohnter Propagandamanier: »In den Herzen aller Teilnehmer stieg neuerlich das Gelöbnis auf, der alten Heldentradition der Bevölkerung unseres Gaues in standhafter Betätigung ungebrochenen Wehrwillens treu zu bleiben und unter Einsatz aller Kräfte dem Führer zu helfen, den Sieg über Großdeutschlands Feinde zu erringen.«⁶⁷

Der Journalist Karl Paulin sang nach einem Besuch bei den Standschützen das Hohelied soldatischer Kameradschaft und der unverbrüchlichen Solidarität der NS-Volksgemeinschaft. Aus allen Berufsschichten und Altersklassen strömten die Tiroler zusammen, um als Standschützen in Ausbildung »eine kleine Weile wie auf einer Insel zu leben« und »Ferien vom Ich« im Dienst von Volk und Heimat zu machen.⁶⁸ Alfons Hofreiter aus dem Unterinntal war auserkoren, eine der NS-Eliteschulen zu besuchen, die Nationalpolitische Bildungsanstalt in Wien-Breitensee. Als seine eindrucksvollsten Erlebnisse knapp vor Kriegsende bezeichnete er die Ausbildung am leichten Maschinengewehr und die Ausbildung von Volkssturmmännern, alle über fünfzig Jahre alt, denen er als Dreizehnjähriger Exerzieren und Marschieren im Gleichschritt beibrachte. Was ihm besonders imponierte, war, »dass diese Männer auch ohne Widerrede gehorchten!«⁶⁹

Die Standschützen waren uniformiert, trugen ein rautenförmiges Stoffabzeichen auf dem linken Ärmel der feldgrauen Bluse mit dem roten Tiroler Adler auf grünem Hintergrund und der Bezeichnung der Zugehörigkeit: Standschützen / Bataillon / Standort. Bewaffnung kam aus Wehrmachtbeständen, aufgebessert durch jene von Gauleiter Hofer. Er hatte schon längere Zeit Vorräte an Infanterie- und Artilleriemunition gehortet, auch aus italienischem Militärmaterial bediente er sich.⁷⁰ Zudem spendete die Bevölkerung im »Volksopfer«, sie sammelte Spinnstoffe, Kleidung, Schuhe, Ausrüstungsgegenstände.⁷¹ So auch der Bund Deutscher Mädel des Gaues Tirol-Vorarlberg und der Provinz Bozen, die den Standschützen 5.000 Garnituren Wollsachen zukommen ließen, jede Garnitur bestand aus einem Paar Socken, einem Paar Fäustlinge und Ohrenschildern.⁷² Musikalisch unterstützten Komponisten wie Josef Eduard Ploner und Mundartdichter wie Jakob Kopp die Aufrufe des Gauleiters zum Kampf bis zum Äußersten mit ihrem Tiroler Standschützenlied von 1944: (...) iatz, Mander, muaß a jeder dran, der halbwögs öppes leistn kann.«⁷³ Ein weiteres Lied, Tiroler Volkssturm 1944, war noch weitaus martialischer, attackierte die »Judnbruat«, die den wackeren Tirolern mit ihrem »Judngeld« den Garaus machen wollte. Doch Hiasl, Veitl, Joch und Jörg würden das zu verhindern wissen. »Denn: alle Mander drauf und dran! Hellau! Iatz ruckt der Volkssturm an!« Die Tiroler, so versicherten die Urheber von Text und Lied, »sein für ünsern Fühner do« und »göbts acht – iatz weards bald krachn. (...) Miar schlagen drein af alt und nei, der Hear steah üns in Gnaden bei!«⁷⁴



Musterung des Jahrgangs 1928 am 18.11.1944. Die Jugendlichen aus Sautens präsentieren sich mit der Unbekümmertheit ihrer sechzehn Jahre. (Foto: Gemeindechronik Sautens)

Die Realität war jedoch weitaus kläglicher, geradezu erbärmlich. In der Bevölkerung hießen die Standschützen vielfach Besensturm, über die Motive dieser Benennung sind mehrere Versionen im Umlauf.⁷⁵ Männer aus Holzgau brachten ihren Frauen nach ihrer Ausbildung in Schlanders einen Binsenbesen aus

Südtirol als Geschenk mit, den es hier nicht mehr zu kaufen gab: »Man nannte sie dann den ›Besensturm‹!«⁷⁶ Am 11. November 1944 schneite es, als die Volkssturm-Männer des Bezirks Imst von ihrem vierwöchigen militärischen Ausbildungskurs zurückkehrten. Walter Schatz aus Tarrenz erinnert sich: »Ausgerüstet waren sie mit einer komischen Uniform, einem italienischen Gewehr und dazu einem Reisstrohbesen, prompt sprach man nur mehr vom Besensturm. Die Männer, über 56 bis 60 Jahre alt, sagten: ›Wir alte Laffen sind die neuen Waffen‹.«⁷⁷

Gauleiter Franz Hofer nutzte die Standschützen genauso wie das traditionelle Schützenwesen, um seinen Plänen für eine noch größere Machtsteigerung und seinem Traum, der Vereinigung von Nord-, Süd- und Osttirol unter seiner Führung, näherzukommen. Beim Landesschießen im Sommer 1944 ließ er Südtiroler Schützen aufmarschieren, gefolgt von jenen aus Osttirol, erst dahinter formierten sich die Schützen des Gaues. Groß inszenierte Hofer seine Teilnahme beim Kreisschießen in Lienz an der Seite von Gauleiter Rainer. Als Landesoberstsützenmeister wie als Befehlshaber der Militanten Standschützen stand ihm der Sinn nach großspuriger Darbietung. Zu den Standschützen in Südtirol, ob nach Gossensass oder zu einer Feldübung ins Pflerschtal, lud er hohes Militär und politische Führungspersönlichkeiten: Generaloberst Heinrich von Vietinghoff, die Generäle Valentin Feurstein und Julius Ringel, Reichsorganisationsleiter Robert Ley, den Wiener Gauleiter Baldur von Schirach, den Stabschef der SA Wilhelm Scheppmann, den General der Waffen-SS Karl Wolff und Reichsführer-SS Heinrich Himmler.⁷⁸ General Feurstein beschrieb, wie derartige Veranstaltungen vor großer Prominenz abliefen: »Es wurde geschossen, gesprengt und mit Handgranaten geworfen. Ein Arzt hatte den Geb.-Rettungsdienst vorzuführen. Alle Kreisleiter mußten Panzerfäuste handhaben – unter dem aufmunternden Schimbium der Schützenkapelle. Man konnte sich zuweilen des Eindrucks nicht erwehren, in ein Schützenfest geraten zu sein. Ich dachte besorgt an die Fliegergefahr.«⁷⁹

Die Besichtigung eines Panzerbekämpfungskurses am Rollepäss verhielt wenig Gutes. Nicht Männer, sondern »Milchbärte« hantierten mit Granaten, Minen und Panzerfäusten. Die Buben taten Feurstein leid. »Ich konnte es aber nicht ändern«, war der typisch feige Schluss des hohen Militärs.⁸⁰ Als Feurstein Hofer am 31. März 1945 nach Mals und Schlanders begleitete, redete der Oberste Kommissar wie immer »lange und fanatisch. Ein paar Leute fielen um, aber er baute weiter an seinen Zukunftsträumen. Fassade, nichts als Fassade! Wenn er mit mir allein war, bekam sein Optimismus

schwere Sprünge. Er rechnete übrigens damit, daß die Festung Tirol sich drei Monate halten könne. Solange würden die Verpflegungsvorräte reichen.«⁸¹

Schon im Vorfeld, Ende September 1944, kündigte Hofer am Schießstand von Fiss an, dass Tirol, »wie es zu allen Zeiten war«, das Reich als



Tiroler Volkssturmmänner im Bergeinsatz (Fotos: Bildchronik Hall)

unüberwindliche Festung im Süden schirmen und bis zum Sieg kämpfen werde. Um Volk und Heimat, das Leben der Tiroler Frauen und Kinder, Hab und Gut, Haus und Hof zu schützen. Und weil ein Sieg des Bolschewismus den Untergang der Tiroler Bauern bedeuten würde.⁸² Anlässlich der ersten glanzvoll inszenierten Großversammlung der Schützenbataillone aller Standorte mit ihren Führern und Unterführern am 18. Oktober beschwor Hofer die Tradition, in der die Militanten Standschützen stehen würden, von den Waffentaten des Tiroler Aufgebots unter Kaiser Maximilian über den revolutionären Kampf von Michael Gasmair und das Heldenzeitalter Andreas Hofers bis zur glorreichen Verteidigung der Heimat gegen die Italiener im Ersten Weltkrieg.⁸³ Dieser Bezug auf die Geschichte sendete, anders als 1938/39, Defensivbotschaften aus. Kaum jemandem konnte verborgen bleiben, dass es nicht mehr um Eroberungen und den Endsieg ging. Es blieb nur mehr die Verteidigung der Reichsgrenzen, wenn überhaupt. Die letzte Hoffnung des Reiches und Motiv der nationalsozialistischen Führung, alle verfügbaren Kräfte im Volkssturm aufzubieten, waren nur mehr Fantasien oder Anrufung von Wundern und der Vorsehung. Ein Spiel auf Zeit, bis die Geheimwaffen etwas ausrichten könnten, bis die Allianz der Alliierten auseinanderbrach, bis eine Verhandlungslösung im Westen den Weg zur gemeinsamen Schlacht gegen die Sowjetunion ebnete. All das war unrealistisch, weil Deutschland von allen Seiten eingekreist war und die Ressourcen des Feindes, vor allem jene der USA, im Vergleich dazu schier unerschöpflich waren. Die Alliierten forderten seit Anfang 1943 die bedingungslose Kapitulation Deutschlands, sie hatten längst mit ihren Nachkriegsplanungen begonnen.

Hofer konnte nur noch alles daransetzen, die Menschen von einem Monat auf den anderen bei der Stange zu halten, falsche Versprechungen zu machen, zu appellieren, zu drohen, einzuschüchtern, zu vertrösten, Mut zu machen, Stolz zu entfachen, auf die provinzielle Identität und erfundenes, aber fest verankertes Tirolertum zu pochen. Niemals habe man hierzulande kapituliert und niemals werde man das tun. So wie in der Vergangenheit verteidige der Tiroler in der Not jeden Hügel und jedes Haus verbissen, lieber lasse er sich im Kampf unter Trümmern begraben, als vor dem Feind zu weichen. Über den Südwall Großdeutschlands komme kein Feind hinweg: »Wir wollen dem Führer die Sorge um die Grenze am Alpenwall abnehmen und ihm geloben, für das Reich einzustehen und auszuhalten bis zum letzten Mann.«⁸⁴ Treu zur Fahne bis zum letzten Atemzug, hieß es bei der Angelobung der Standschützen in Kufstein.⁸⁵

Dies alles waren Angebote, die Standschützen und einfache Bevölkerung schwerlich attraktiv empfinden konnten. Daher führte der Gauleiter ihnen die Konsequenzen der Niederlagen vor Augen, die Unausweichlichkeit einer Einstellung wie die der frühmittelalterlichen Nibelungen. Die Feinde wären unerbittlich, als Sieger betrieben sie den totalen Untergang Tirols. Die Parteizeitung stieß ins selbe Horn: »Die Gewißheit, daß wir von unseren Feinden nichts Anderes zu erwarten haben als Vernichtung, Verschleppung und Ausrottung unseres ganzen Volkes, verleiht uns wahre Riesenkräfte.«⁸⁶ In diversen Versammlungen in den Gemeinden jagten die Redner den Besuchern und Besucherinnen Angst ein. Wenn das alte, jüdisch bestimmte System wiederkäme, würden die Juden die Arbeiter und Bauern noch tiefer ins Elend stürzen, als dies vor 1938 der Fall gewesen war. Nur ein deutscher Sieg und höchster Einsatz verhindere dieses Szenario. Die Veranstaltung in Breitenbach stand unter der Devise: »Kämpfen, arbeiten und schweigen.«⁸⁷ Kurz nach dem Krieg erzählte ein Bauer aus Gschnitz, der bei den Standschützen in Meran eingezogen war, dem Chronisten weniger heroisch über Gauleiter Hofer, dessen Kommen wiederholt angekündigt worden war: »Gekommen ist er wohl, aber nicht zu ihnen, sondern nur zum Fressen und Saufen.«⁸⁸

Anfang 1945 erzwangen Treibstoffmangel, Bombardements und zerstörte Verkehrswege die sogenannte Heimatausbildung. Die Burschen und Männer mussten häufig nicht mehr zum Volkssturm einrücken. Sie verrichteten ihre Tätigkeiten wie gewohnt, hatten aber sonntags militärische Übungen durchzuführen. Einer dieser ehemaligen Standschützen bezeichnete die Kompanie in Telfs, die solche regelmäßigen Exerzier- und Geländeübungen durchführte, als kuriosen Haufen. Ältere Männer, einige Jugendliche, Kriegsversehrte und solche, die als unabkömmlich in der Heimat galten, trugen Zivilkleidung, waren mit Haselnussstöcken bewaffnet, geführt von örtlichen Parteifunktionären ohne militärische Erfahrung. Missmutig gestimmt, kamen sie den Befehlen nur widerwillig nach, allein Drohungen hielten sie zusammen. Am 15. April 1945 hatte die Standschützenkompanie, zusammengestellt aus Leuten von Telfs, Mösern, Pfaffenhofen, Flaurling und Pettnau, zu einem Ausbildungslehrgang in Volders anzutreten, 176 Mann. Doch über siebzig waren gleich daheim geblieben. Am 27. April wurde es ernst, US-Truppen waren im Anmarsch. Nun orderte ein Befehl sie in die Leutasch, um die amerikanischen Soldaten dort abzuwehren. Schon bei der Abfahrt fehlte die Hälfte des Standschützenbataillons, die Drohungen von Bataillonführer Bertram fruchteten nichts. Auf



Der Führer braucht Soldaten, Reichsverteidigungskommissar Franz Hofer mobilisiert sie! Ob jung oder alt, nun mussten alle ran ans Gewehr. Der Volkssturm oder die Militanten Standschützen, wie das letzte Aufgebot in Tirol hieß, führten keine Kriegswende herbei. Die Alten rückten gar nicht erst ein oder liefen bei erstbesten Gelegenheit davon. Die meisten schaufelten Gräben, errichteten Sperren, erledigten die ihnen aufgetragenen Schanzarbeiten. In den Kampf zog nur ein kleiner Teil der Einberufenen. Ihre Motivation war gering, ihr militärischer Nutzen nicht erkennbar. (Foto oben: Stadtarchiv Innsbruck; unten: Foto: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Zeughaus)



Krankheit war keine Privatsache mehr. Sie schädigte die Volkswirtschaft und schwächte die militärische Verteidigung. (NZ, 20.6.1944, 4)

der Fahrt in drei Lastwagen sprangen in unbeobachteten Augenblicken Männer ab und gingen nach Hause. In einem Gasthof einquartiert, erwartete der traurige Rest die kampferprobten GIs. Dann kam die Meldung vom Tod Hitlers. Daraufhin bestieg Führer Bertram sein Motorrad und machte sich aus dem Staub. Die einfachen Standschützen taten es ihm gleich, auch wenn noch der eine oder andere Fanatiker mit dem Niederschlagen und Aufhängen drohte. Als die amerikanischen Einheiten am 1. Mai ihren Angriff auf die »Kampfgruppe Scharnitz« starteten, war im Leutaschtal kein Standschütze mehr zu sehen.⁸⁹

Die Beispiele aus Kematen, Silz und Stams zeigen, dass die geschilderten Vorkommnisse keine Einzelfälle waren, sondern die Regel. Als es nicht mehr nur darum ging, pathetischen Durchhalteparolen zu lauschen, an Kundgebungen teilzunehmen und mehr oder weniger sinnige Ausbildungen zu absolvieren, erwies sich, dass nur mehr eine verschwindend kleine Minderheit bereit war, in aussichtsloser Lage den Kopf hinzuhalten. In der Nacht vom 5. auf den 6. April 1945 schrieben Unbekannte auf das Gemeindeamt von Kematen: »Mander es ist Zeit / Nieder mit die Nazie / Die letzten Minuten der Bonzen.« An diesem Tag mussten fünfundvierzig Bauern als Standschützen nach Volders einrücken. Einige konnten sich von der Einberufung befreien, daraufhin wollte kein einziger einrücken.⁹⁰ Am 26. April befahl Kreisleiter Josef Pesjak die Silzer Standschützen nach Imst. Eine ganze Reihe Männer war einfach nicht da, als der Abmarsch bevorstand. Andere entschuldigten sich mit plötzlich ausgebrochener Krankheit, wieder andere hatten sich bereits versteckt.⁹¹ Am nächsten Tag traf der Volkssturm von Stams in Silz ein. »Ihr dummen Kerle, wir bleiben hier, geht auch ihr nach Hause«, hieß es nach ihrer Ankunft. So machten die Männer kehrt und marschierten wieder nach Stams, wo Ortsgruppenleiter und Bürgermeister sich entsetzt erkundigten, wer den Befehl zum Rückzug gegeben hatte. »Niemand«, antworteten

die Standschützen: »Wenn andere Gemeinden nicht gehen, gehen wir auch nicht.«⁹²

Josef Praxmarer aus Silz war sechzehn Jahre alt, als er eine Kurzausbildung im Lager Mooserkreuz in St. Anton absolvieren musste. Ein Vorgesetzter hielt eines Tages eine Rede vor den angehenden Standschützen, der Führer vertraue ihnen, das Vaterland sei in Not, sie kämen nun an die Front. Der Stahlhelm rutschte Josef ins Gesicht, das Gewehr stieß an seine Waden. Über siebzig Jahre später stellte sich für ihn eine Frage: »Was mussten sich die Erwachsenen dabei gedacht haben, uns Kinder an die Front zu schicken?« Im Bahnhof Haiming stiegen er und ein weiterer Silzer Bursche aus dem Zug, als sie erfuhren, dass die US-Truppen bereits in Seefeld waren: »Da hatten wir fast die Hose voll.«⁹³

RESIGNATION UND HOFFNUNG, PANIKMACHE UND HASS

Elisabeth Margane, verheiratete Pöschl, war schwanger, ihr Mann Tony an der Front. Sie schwankte zwischen ihren privaten Wünschen und den Parolen der Partei. Gestern habe der Führer zum Volkssturm aufgerufen, schreibt sie in ihrem Brief vom 19. Oktober 1944. Sie wisse nicht mehr, was sie vom Krieg denken solle, sein Ende rücke in immer weitere Ferne, doch sei ihr eines nun aufgegangen: »Wir können diesen Krieg nur gewinnen, wenn er noch lange dauert«. Fünf Tage später verfasste Lisbeth ihr nächstes Schreiben. Das Maß an Leiden, nicht nur Deutschlands, sei kaum mehr zu ertragen, man werde abgestumpft, könne immer weniger Mitgefühl ausdrücken: »Ach ich wünschte der Krieg nähme bald ein Ende.« Sie munterte ihren Mann auf, entwarf Vorstellungen eines Lebens nach dem Krieg, in Ruhe und Stille: »Einmal – ja einmal ist alle Not vorbei, denke daran Tony, einmal wird es wieder schön das Leben in der Heimat, auf das wir nun so sehr warten.« Die ganze Menschheit sehne den Frieden herbei, schrieb Lisbeth am 1. November, »ausgenommen die Kriegsgewinnler und Kapitalisten, für die dieser ganze Schwindel stattfindet. Ach man könnte manchmal so eine Wut kriegen. Aber nicht daran denken und stur weiter trotten, das ist wohl das Beste.« Sie war von Innsbruck nach Rosenheim übersiedelt, wegen der Bombenangriffe, die sie hellauf empörten: »Diese gemeine Bande, können die unser schönes Innsbruck nicht in Ruhe lassen.« Sie versicherte Tony ihre Liebe und wie sehr sie sich nach ihm sehnte: »Ich lebe überhaupt nur noch in der Illusion, Du wärst hier und ich spräche mit Dir, Du hörst mir zu, wie ich das Kinde bade, wie ich